

HAPPY

BLUE

KURZGESCHICHTE

VON SANELA TADIC

(ZÜRICH, IM FRÜHLING 2015)

Sie sagen, dass ich ein starker Mensch war. Ein Mann mit Integrität. Von unbestechlichem Charakter. Einmalig. Leidenschaftlich in seinen Träumen und Hoffnungen. Jemand, der ausdauernd und tapfer für seine Ziele kämpfte, der gern diskutierte, lachte und feierte. Klug, freundlich, liebenswert. So jung noch und mit so viel Potenzial... Ein Nachruf voller Bewunderung. Für so einen wie mich, der in seiner unerträglichen Traurigkeit einen glücklichen Ausweg im Tod suchte und fand.

Unglaublich, dass mich andere so gesehen haben – und ich nicht. Sie haben es mir auch nie gesagt, oder ich erinnere mich nicht mehr daran. Vermutlich haben sie noch nie so tief über mich nachgedacht wie jetzt. Und ich fürchte, auch ich habe noch nie so tief über sie nachgedacht. Bis jetzt. Interessieren uns die Abwesenden mehr, wenn wir sie nichts mehr fragen, ihnen nicht mehr zuhören können? Das wäre absurd. Aber auch ich habe jetzt Fragen an die anderen und möchte wissen, was sie wirklich denken, empfinden – wollen. Zu spät. Ich bin nicht mehr unter ihnen. Sie können mich nicht mehr sehen, nur noch an mich denken. Auf ihre Weise. Sie scheinen zu wissen, wer ich war. Wusste nur ich es nicht?

Ich sah mich jedenfalls ganz anders. Gnadenlos kritisch und fordernd. Überfordernd. Mit den Augen der Welt eben, mit denen sie uns Einzelne betrachtet. Ihre vielen grossen Adleraugen, die uns lauernd umkreisen, schaffen

es, sich in unserer eigenen Wahrnehmung fest zu krallen. Wir fangen an, uns mit den Augen der Welt zu sehen. Von oben. Nicht aus nächster Nähe. Nicht tief genug. Nicht liebevoll genug.

Darum habe ich mich irgendwann gar nicht mehr gesehen. Es gefiel mir nicht, was ich sah und was andere in mir sehen könnten. Unsichtbar stand ich vor mir selbst und immer mehr auch in der Welt. So fühlte es sich an. Ein verdammt gefährliches Gefühl. Du löst Dich innerlich auf, machst wie ein Geist Deine tägliche Routine, aber eigentlich bist Du längst weg. Nicht mehr mit vollem Herzen dabei. Es ist leer. Ausgehöhlt. Alle Sinne vom Herzen getrennt. Du spürst nichts mehr – und lässt andere nichts mehr spüren. Du wiederholst nur, was Du Dir zu tun angewöhnt hast oder wozu Du verpflichtet bist. Ein zuverlässiger Automat. Darüber hinaus tust und bist Du nichts mehr. Minimalistisch in Deiner Aktivität. Maximal in Deiner Apathie und Traurigkeit. Du denkst bloss noch an Dein Verschwinden, lange bevor Du an eine konkrete Handlung denkst, ohne dass es eine besondere Bedeutung hätte und bestimmt nichts in den Leben anderer verändert.

Klingt so ein starker Mensch? Vielleicht war meine Stärke der Grund für meine Schwäche. Wir sollten nicht immer nur stark sein. Wir sollten auch froh sein. Wirklich happy. Ein Wort, bei dem ich immer das Gefühl hatte, es sei so selbstverständlich und einfach, glücklich zu sein. Irgendwie schien es mir fast

schon wie eine Pflicht. Schon komisch, sowas zu denken. Mein Zustand war die meiste Zeit meines Lebens ein anderer. Ein Aushalten und Durchhalten. Wir brauchen unbedingt eine Aussicht auf Möglichkeiten. Von Sehnsüchten allein kann niemand leben, die von der Realität abgestossen werden. Wir brauchen diesen berühmten „Sinn“, um zu existieren. Kämpfen, nur um zu existieren, macht keinen Sinn. Nicht auf lange Sicht – nicht für ein langes Leben.

„Wie hat er es getan?“ wollten dann alle wissen. „Wie konnte er das so einfach tun? Ging es wenigstens schnell?“ Einfach und schnell war es nicht. Nicht für mich. Ewige Sekunden, denen Jahre vorausgingen, mit ganz bestimmten Momenten und Stunden, die sich genauso ewig anfühlten, nicht zu vergessen waren und sich in meiner Erinnerung wiederholten. Wunden und Narben, die ich weder sehen noch berühren konnte. Nur fühlen. Bis ich vom Fühlen derart müde wurde. Eine nie gekannte Müdigkeit vom Leben, vom Sein, wie von einem harten Arbeitstag. Eine Müdigkeit, die ganz normal wurde. War es dieses „Burn-Out“? Ich wusste davon, aber ich verstand es nicht. Noch nicht. Zu spät. Burn-Out. Wenn man ihn selbst erlebt hat, ist es hinterher eine treffende Bezeichnung: Ausbrennen. Wegen des Feuers in uns, das erlöschen kann, wenn wir zu viel dem Feuer überlassen, zu viel in den Flammen verloren haben.

Die einen begehren aus der Asche dagegen auf, die anderen ergeben sich ihr. Manche Menschen können sogar erst aus ihrer Asche heraus über sich hinauswachsen. Sie leisten plötzlich Unglaubliches und zehren von der letzten Glut in ihnen. Künstler und Rebellen unserer Welt, von der sie mit diesem starren, lieblosen Blick aus der Höhe gejagt werden. Nicht aber ich. Ich war zu müde und einfallslos geworden, um heldenhaft zu sein.

Und so habe ich es dann getan: Aus der Höhe. Von weit oben. Weg von denen, die mir nahe standen. Weg von der Liebe, die ihren Einfluss verloren hatte, die man in einer Welt aus Steuern, Bilanzen und Erfolgsrechnungen oft für ein Märchen hält. Kitsch, über den die rechnende Welt lacht. Ich ging weg von dieser Flut von Zahlen. In die Berge, stieg ganz nach oben, um den freien Flug zu erleben.

Jemand sah mich an dem höchsten Punkt, an den ich gelangen konnte. Der Ruf einer älteren, männlichen Stimme versuchte mich zu erreichen. Ganz klein und unbedeutend sah der Mann von oben aus. Ein Wanderer, der vorübergehend weg von allem wollte. Es überraschte mich, dass er mich von dort unten durchschaute. Den ganzen Aufstieg bemerkte mich niemand oder nur flüchtig. Gerade dort, im Augenblick meines ganz intimen Abschieds, nahm mich jemand wahr, ohne mich genau sehen zu können. Seltsam war das.

Ich hörte den Ruf des Mannes. „Halt!“ rief er, immer wieder „Halt!“ und Worte, die in ihren Echos untergingen.

Für mich klang der Ruf anspornend. Einem Startschuss ähnlich. Ein Trotz bäumte sich in mir auf. Niemand sollte mehr meinen Willen brechen – selbst wenn es der falsche war. Plötzlich hörte ich viele Stimmen auf einmal. Sie klangen wie ein gewaltiger Chor aus meiner eigenen. Sie übertönten die letzte Angst – dass ich sprang.

Ausgestreckten Körpers, die Arme weit ausgebreitet. Ein Adler ohne Flügel. Mit entschlossenem Blick in die Tiefe. Im freien Flug zurück zur Erde. In mein persönliches Kriegsgebiet. Fast schon heldenhaft, wenn das Ziel nicht so feige gewesen wäre.

Trotzdem: Das war vielleicht der längste und lebendigste Moment – nach diesem ausdauernden, sinnlos mühsamen Aufstieg meines Lebens.

Und was jetzt? Jetzt habe ich verdammt viel Zeit. Alle Zeit der Welt. Nein, es gibt sie nicht einmal mehr. Die Zeit ist weg und ich bin immer noch da. Ich bin in die Ewigkeit gesprungen. Nicht ins „Nichts“, wie ich gehofft hatte, und ich bin froh darüber. Happy. Richtig happy. Wer hätte das gedacht?! Enttäuscht bin ich dennoch. Ich bin viel zu früh gesprungen und würde es nicht wieder tun. Denn was ich jetzt an den sterblichen Menschen sehe, ist die ganz grosse Herausforderung: Das Leben in der Zeit. Mit den Grenzen der körperlichen Kraft.

Unter dem starken Einfluss der menschlichen Welt, unter ihren absurden Gesetzen sich zu behaupten, zu entfesseln. Um diesen Kampf habe ich mich selbst betrogen. Denn von hier aus ist dieses irdische Leben auf Zeit das spannendste Buch, das ich je gelesen habe, der aufregendste Film, den man sich vorstellen kann. Das ist der Vorteil jeden Lesers oder Zuschauers. Mitfiebern ohne selbst betroffen zu sein.

Doch der Verlauf der Geschichte, die mit zu verfolgen ich mir ausgesucht habe, ist mir persönlich besonders wichtig, weil der Mensch, die Frau, die sie durchlebt, mir viel bedeutet. Ich weiss, dass ich ihr auch viel bedeute. Zu spät weiss ich es. Und ich weiss auch, dass sie dem Nachruf über mich nicht zustimmt, auch wenn sie ihn vor all den schockierten Gesichtern gesprochen hat. Jeder, der mich kannte, hat seinen eigenen Nachruf. Sie behält ihren für sich oder gibt ihn Unbeteiligten preis, ohne meinen Namen zu nennen.

Für mich aber ist alles offen zu sehen. So nah wie jetzt war ich ihr noch nie. Darum macht es mir nichts aus, wenn sie mich in ihrer Wut feige nennt. Egoistisch. Einen kranken Schwächling, der es sich leicht gemacht hat. Sie hätte mich für männlicher gehalten, über jede Krise erhaben, was auch immer sie sich unter dieser Eigenschaft vorstellt. Oft weiss sie nicht einmal, ob sie ihre wütenden Worte gegen mich oder gegen sich selbst richtet. Wenn es still ist und

sie allein mit ihrer Wut ist, fällt sie in eine so tiefe Traurigkeit, die sie mit erdrückenden, grausam gründlichen Fragen ihrer Seele bedrängt.

Für Sekunden kommen heimliche Erinnerungen in ihr hoch. An eigene schwache und ergebende Gedanken. Sie schüttelt sie ab, legt sich den schon abgetragenen Mantel der Unverwundbarkeit an und verlässt diesen stillen, einsamen Ort, der die Macht hat, sie zu bezwingen. Dieser Ort ist zu meiden. Ausserhalb von ihm haben alle Menschen ganz automatisch beherrschte, gefasste, sogar heitere Gesichter. Dort ist die Normalität. Das kann nur gut und natürlich sein. Gesund. Lebensbejahend. Einfach nur Ja zum Leben sagen und weiter gehen. So viel Stärke muss man doch haben?

Wenn sie nicht Ja sagen will zum Leben, wie sie es kennt, dann kann es nur ihr Problem sein. Ein Zeichen ihres Scheiterns und Versagens. Dass sie irgendwie aus der Ordnung gefallen ist, sich wieder einreihen, niemandem zu denken geben sollte. Menschen, die zu denken geben, sind unbeliebt. Sie aber will und muss dazugehören.

Wie oft habe ich Ja gesagt und ging weiter. Zu gern hätte ich jemanden getroffen, der mal Nein sagt und in eine andere Richtung geht. Sie war die Einzige Nein-Sagerin, die ich kannte, aber sie hielt sich nicht daran. Rebellion braucht Beispiele. Verbündete. Ihre Rebellion war nur ein Gedanke, der sich nie in einen Willen verwandelte. Meine wurde lediglich begraben.

In meiner Unsichtbarkeit kann ich doch den Kampf noch weiterführen? Die Fragen, die ich hinterlassen habe, am Leben erhalten? Zum Souffleur und wohlwollenden Voyeur werden. Jenseits der Lebensbühne aufmerksam mitfiebern. Mitleiden. Anfeuern! Burnout und Depression können mich hier nicht befallen. Ich bin nicht mehr lebensmüde – ich bin jetzt lebensWACH! So wie ich es hätte sein sollen. Mit ganzer Seele voll dabei. Niemand kann mich mehr daran hindern. Nur wird mich auch niemand mehr wahrnehmen. Ich habe kein Publikum mehr. Die Augen der anderen lasten nicht mehr auf mir. Das Publikum bin jetzt ich. *Ihr* Publikum.

Wer sie ist, spielt keine Rolle. Wer ich war, ist auch nicht wichtig. Ich bin einer von Vielen hier, der irdische Geschichten mitverfolgt. In der Hoffnung, dass sie uns bemerken. Die Menschen, die wir lieben und in denen wir lesen. Mit übernatürlicher Empathie. Auf ihr Happy Ending aus. Happy – ohne Ende.